

Felix Stephan

American Colony Hotel

Jetzt, da alles vorbei war, saßen Mark und ich in der Lobby des American Colony Hotels und tranken die Flasche Rotwein, die man uns zugeteilt hatte. In unserer automatischen Buchungsbestätigung stand, dass das eine Sonderaktion des American Colony Hotels sei: Weil wir unsere Zimmer über ein bestimmtes Reservierungsportal gebucht hätten, bekämen wir den Rotwein kostenlos. Nachdem wir jedoch mit den anderen Teilnehmern des „Jerusalem Festivals for adventurous art“ gesprochen hatten, stellte sich heraus, dass man uns bezüglich des Rotweins belogen hatte. Die Aktion war nicht auf unser Hotel beschränkt, vielmehr handelte es sich um eine konzertierte Rotwein-Offensive der israelischen Regierung. Jeder ausländische Hotelgast bekam in diesen Tagen, da wegen des Festivals viele Ausländer in der Stadt waren, eine Flasche israelischen Rotwein auf den Nachttisch gestellt. Wir hatten einen „Yarden – Mount Hermon Red“ erwischt.

Um mich international zu vernetzen, hatte ich meine erste interaktive Performance auf Englisch verfasst. Die Performance war eine hintergründige Kritik unserer emotionalen Disposition im digitalen Zeitalter, und Mark war der einzige Darsteller. Nach der Uraufführung vermittelte unser Institut die Performance an verschiedene internationale Festivals für digitale Medienkunst, um es für den Höhepunkt der Saison in Stellung zu bringen, die „transmediale“ in Berlin. Gerüchteweise hörte ich, dass meine Performance dort gute Chancen hatte, den Slot am Freitagabend zu besetzen. Nach diesem aufregenden Höhepunkt, das wusste ich ganz bestimmt, würde ich in ein tiefes emotionales Loch fallen.

Darauf war ich gut vorbereitet. Seit dem dritten Semester belegten wir in unserem Institut Programme, die uns auf diese Krise vorbereiteten. Deswegen hielt sich meine Nervosität in Grenzen. Unsere Professoren hatten uns viel von diesen Krisenzuständen erzählt, trotzdem hatte ich natürlich nur eine ungefähre Vorstellung. Obwohl es regalmeterweise Literatur dazu gab, erlebte jeder die Krise letztlich auf seine eigene Weise. Sobald wir von der Depression erfasst wurden, waren wir aufgefordert, uns im Sekretariat des Instituts zu melden. Was dann passierte, hatte ich häufig als Zuschauer erlebt: Man bekam erstmals Zutritt zu den Clubräumen, die sich im obersten Stockwerk des Institutsgebäudes befanden, und es wurde empfohlen, den Clubbereich auch nicht mehr zu verlassen, bis das große Fest stattfand. Diese Periode dauerte etwa ein bis zwei Wochen. Dann richtete das Institut ein Fest zu Ehren des Depressiven aus, der ganze Jahrgang und viele Absolventen versammelten sich dort. Und wenn die Gerüchte stimmten und ich tatsächlich den „transmediale“-Slot am Freitagabend bekommen würde, würde ich mich bald im Sekretariat melden müssen. Dann war ich an der Reihe, nach Jahren der Vorbereitung. Meine erste echte Krise. Mark und ich waren die jüngsten Teilnehmer des „Jerusalem Festivals for adventurous art“. Mark war ein braunäugiger, lockiger Mittzwanziger mit starkem Sexappeal, aber ohne irgendwelche Interessen, der in Hotellobbys wie dieser eine seltsam gravitatische Magie entfaltete. Überhaupt hatte er die Gabe, in jedem Umfeld den Eindruck zu vermitteln, es sei ihm durch und durch vertraut, während ich im Gegenteil stets recht lange brauchte, um mich an neue Situationen heranzutasten.

Mark trug ein lila Sakko, ein rotes Hemd und eine sandfarbene Hose, dazu weiße Loafers. Im Flugzeug war ihm aufgefallen, dass man seine Locken hier leicht für einen Jewfro halten konnte, während sie in Berlin eher französisch wirkten. Er sagte, dass er in Jerusalem gar nicht auffallen würde, und das schien ihn aus irgendeinem Grund sehr glücklich zu machen. Ich sagte, dass das echt rocke, und dann gaben wir uns im Flugzeug High Five.

Als wir dann aber in Jerusalem aus dem Flugzeug gestiegen sind, wirkte Mark schlagartig verunsichert, weil er sich in den Gesichtern der Leute auf der Straße überhaupt nicht erkannte, obwohl ihm viele Passanten äußerlich wirklich recht ähnlich sahen. Das schien ihn seltsam zu isolieren. „Tel Aviv ist anders“, sagte ich im Taxi zu ihm, aber weder wusste ich, ob das überhaupt stimmte – ich hatte es selbst nur gerüchteweise gehört –, noch schien ihn diese Information aufrichten zu können.

Die Abschlussfeier des „Jerusalem Festivals for adventurous art“ fand heute Abend auf der Dachterrasse des King David Hotels statt, nur ein paar Hundert Meter von hier. Bis dahin hatten wir noch ein paar Stunden. Jerusalem war freundlich zu uns gewesen, meine Performance hatte minutenlangen Applaus bekommen, und Mark hatte mich zu sich auf die Bühne geholt. Der Restaurantbereich, in dem wir jetzt unser letztes Abendessen als Festival-Members serviert bekamen – Mark entschied sich für die internationale Variante, während ich die koschere ausprobierte –, war in einer Farbe gestrichen, die an das Fruchtfleisch der Charentais-Melone erinnerte. Durch die offenen Fenster wehte warme Luft zu uns herüber. Aus unsichtbaren Lautsprechern kam das Album „Moon Safari“ von Air, was uns angenehm rührte, gerade weil es ein Album aus unserer Vergangenheit war. Diese sommerliche Melancholie, die das Album „Moon Safari“ in uns schon immer ausgelöst hatte, hatten wir nie so intensiv empfunden wie jetzt, da wir es bisweilen in Wartesälen und Restaurants zufällig wieder hörten.

Ein italienischer Architekt hatte mir einmal eine Geschichte über den Platz vor der großen Al-Aqsa-Moschee erzählt: Während der Herrschaft der Osmanen sei es ein muslimisch geprägter Platz gewesen, der aber Angehörigen aller Religionen stets offen gestanden habe. Als aber die Briten gekommen seien, hätten sie im Sinne der Völkerverständigung einen Wochenplan eingeführt: Jede Religion durfte den Platz nur noch an bestimmten Wochentagen benutzen. Auf diese Weise sollte verhindert werden, dass es zu Konflikten kam. In Wirklichkeit, so hatte der italienische Architekt gesagt, sei das aber der Grundstein für all die Kriege und Konflikte gewesen. Es sei alles damit losgegangen, dass die Muslime und die Juden und die Christen nicht mehr gemeinsam auf dem Platz vor der Al-Aqsa-Moschee in der Sonne liegen durften.

Nach dem Essen waren wir müde, und wir beschlossen, erst nach Mitternacht auf die große Abschlussparty im King David Hotel zu gehen und vorher ein oder zwei Stunden zu schlafen. Wir würden erst spät bei der Veranstaltung auftauchen, wie wir es in Europa auch immer taten. Ich mochte die Idee, am Abend ein wenig zu schlafen, man ging dann frischer und optimistischer auf andere Leute zu, und außerdem verschlief ich gern mit Mark den Sonnenuntergang. Die Kalbsbällchen, der Arak und die Hitze hatten ihn schläfrig und milde gemacht, aber als auch ich in sein Zimmer abbog, legte er mir die Hand auf die Brust, gähnte und sagte: „Das ist mein Zimmer, *stupid*.“

Ich sagte leise „*of course*“ und blieb auf dem Gang stehen, bis er die

Tür geschlossen hatte. Dann ging ich auf mein Zimmer, duschte, cremte mich ein und machte vierzig Liegestütze. Ich wickelte mir das feuchte Handtuch um die Hüften und rauchte eine Zigarette auf dem Balkon, wobei der warme Wind langsam meine Haare trocknete.

Mark hatte vor drei Wochen das Angebot von Chandran Nair angenommen, mit ihm gemeinsam dafür zu kämpfen, dass sich Asien endlich von den ideellen Ketten des Westens befreite. Chandran Nair war ein Unternehmer, der als Kind indischer Einwanderer in Malaysia geboren wurde und aus dem Nichts die größte Umweltberatungsagentur Asiens aufgebaut hatte. Seine Eltern hatten in einer Lehmhütte gelebt, er bezahlte heute für sein Apartment in Hongkong die vierthöchste Miete der Welt. Das Programm, das Mark in Zukunft in der Öffentlichkeit vertreten würde, hieß „100.000 PHD's“. Chandran Nair würde 100.000 asiatische Studenten dafür bezahlen, dass sie nicht nach Harvard oder an die Columbia gingen. Und Mark sollte den Europäern begreiflich machen, dass eine neue Zeit angebrochen war.

Natürlich musste Mark das Angebot annehmen. Er war immer ein großer Kämpfer gewesen. In einem anderen Jahrzehnt wäre er ein großartiger Soldat geworden, so wurde er ein entschlossener Besucher verwegener Festivals, die auf Waldlichtungen im Berliner Umland stattfanden. In vier Tagen würde er mit Emirates nach Hongkong fliegen und dort seinen neuen Job antreten. Als er mir davon erzählte, sagte er, er könne nicht länger Schauspieler sein, er habe genug davon, sich zu verstellen. Er wolle die Wirklichkeit spüren.

„Ich werde auch das Institut verlassen.“

„Aber du hast doch keine Ahnung, was dich außerhalb des Instituts erwartet. Kannst du dich an ein Leben ohne das Institut überhaupt erinnern?“

„Nein. Not a bit.“

Beim Roomservice bestellte ich eine halbe Flasche Akra und rauchte etwas von dem Gras, das Mark gestern von einem Spaziergang mitgebracht hatte. Dafür benutze ich die vergilbte Zigarettenspitze aus Perlmutter, die Mark von seiner Großmutter geerbt hatte und die ich einmal habe mitgehen lassen, weil ich sah, wie er sie ignorierte. Ich lutschte und lutschte an dieser Zigarettenspitze, wie seine Großmutter und seine Mutter und er daran gelutscht hatten, und massierte mich dabei.

Ich habe Mark bei einem Workshop unseres Instituts kennengelernt, bei dem introvertierte Studenten gegeneinander in einer argentinischen Boxing-Variante kämpfen sollten, die die rohe Sportart Boxen mit der stolzen Verletzlichkeit des Tangos verband. Im besten Falle kam dieser Kampfsport ganz ohne Schläge aus. Viele dieser Boxmatches endeten, ohne dass sich die Kontrahenten auch nur ein einziges Mal berührt hätten. Das war sogar erwünscht, denn man ging davon aus, dass das gemeinsame Erlebnis stärker war, je weniger sich die Kontrahenten berührten.

Mark war der Leiter dieses Workshops, nicht weil er besonders sportlich war, sondern weil er so beliebt war. Denn darum ging es in diesem Workshop: Wir sollten lernen, souverän mit Beliebtheit umzugehen. Und deshalb ging Mark während des Kurses von Teilnehmer zu Teilnehmer und lobte ihn für die unwahrscheinlichsten Dinge. Mich hatte er dafür gelobt, dass ich über eine gute Kopfhaltung verfügte. Bereits nach einem Semester konnten wir ehemals introvertierten Institutsneulinge souverän Zuspruch empfangen, vielleicht sogar auf einem Level, das ein wenig über dem Durchschnitt unseres Instituts lag. Nach dem Workshop gingen

wir immer gemeinsam in die Sauna und nahmen trübe, isotonische Drinks zu uns. An unserem Institut war es auch üblich, dass sich Kursleiter und Teilnehmer gemeinsam umzogen, und nachdem Mark einmal aus der Dusche gekommen war, habe ich ihn gefragt, ob er in einem Kurzfilm mitspielen wolle, den ich gerade plante und der später die Grundlage für meine Performance wurde.

„Aber ich habe nie einen Schauspiel-Workshop belegt.“

„Ich habe einfach das Gefühl, dass du der Richtige sein könntest.“

Er hob die Schultern und sagte zu. Ich habe dann ständig versucht, ihm zu erklären, worum es in dem Film implizit gehen würde, also auf der inneren Bedeutungsebene. Er sah mich während meiner Ausführungen immer aufmerksam an, aber ich merkte, dass er leicht abwesend war, nicht ganz bei mir. Und dieses Gefühl habe ich mit Mark eigentlich die ganze Zeit, und das Seltsame ist, dass ich nie aufgehört habe, diese Lücke zwischen uns schließen zu wollen.

Bei allen anderen Menschen spürte ich dieses Verlangen nicht, obwohl ich das Gefühl dieser peinlichen Differenz sehr früh hatte, schon als Kind. Je älter ich wurde, desto mehr gewöhnte ich mich jedoch an das Gefühl, bis ich es schließlich kaum mehr wahrnahm, vielleicht ein wenig wie bei einem Tinnitus. Wenn ich heute zu Weihnachten bei meinen Eltern saß, lachten wir darüber, was für ein seltsames Kind ich gewesen war und was für ein Glück es sei, dass ich da einfach rausgewachsen bin.

Natürlich war ich nicht von selbst da rausgewachsen: Die Wandlung hatte in meinem ersten Jahr im Institut eingesetzt. Je seltsamer ich meinen Eltern vorkommen musste, desto besser fühlte ich mich in unserem Institut aufgehoben, desto ähnlicher wurde ich allen anderen. Nach meinem Abitur hatte ich mich bei verschiedenen Instituten beworben, war jedoch nie über das Auswahlgespräch hinausgekommen und war immer deprimiert und hoffnungslos in unser Haus in der Vorstadtsiedlung zurückgekehrt. Bei dem Interview mit dem Institut, das mich dann schließlich aufnahm, war ich bereits so niedergeschlagen, dass ich offen von meinem Problem erzählte. Später erfuhr ich, dass das der Grund war, aus dem man mich aufgenommen hatte. Wir waren hier alle so.

In den ersten Wochen nach meinem Einzug in das Studentenwohnheim fühlte ich mich nervös und hilflos. Meine Hände zitterten ständig, sodass ich mir kaum die Zähne putzen konnte, und pathetische Filmszenen, die ich zuvor meistens als heimtückische Publikumsmanipulation verstanden hatte, rührten mich jetzt zu Tränen. Ich hatte keinerlei Abwehrmechanismen mehr, und als ich sah, dass es den anderen Erstsemestern ähnlich ging, fragte ich unseren Film-Professor danach. Er antwortete, dass das ganz normal sei. Jeder Student des neuen Jahrgangs habe erst einmal Schwierigkeiten, sich an ein Umfeld zu gewöhnen, in dem er keinen Widerstand mehr leisten müsse. Die emotionale Rüstung, die wir uns über die Jahre zugelegt hätten, falle nun von uns ab. Das sei im ersten Moment schmerzhaft, dann aber würden wir ein Stadium großer Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit erreichen, die zu rauschenden Festen an abgelegenen Locations einladen würde. Deshalb finde die Erstsemesterparty auch immer erst zu Beginn des zweiten Semesters statt, er freue sich bereits darauf, mich dort zu treffen.

Auf der Dachterrasse des King David Hotels liefen weiß gekleidete Kellnerinnen herum und trugen silberne Tablettts mit grünen Drinks in Reagenzgläsern. In den Drinks schwammen kleine schwarze Steinchen, die aussahen wie Kandiszucker und die auch in den Zähnen festklebten, als wäre es wirklich Kandiszucker, aber wenn man mit der Zunge

drüberfuhr, prickelte diese schwarze Masse auf angenehme Weise im Mundraum. Dieses Prickeln hielt dann den ganzen Abend an. Wir gerieten in eine Gruppe junger Absolventen von einem Londoner Institut, mit dem wir enge Beziehungen pflegten. Einer von ihnen war Gregory, ein dunkelhäutiger Bildhauer mit schmalen Augen. Er hatte gerade für die Sets, die er für den Film „Great Ambience“ gebaut hatte, der wiederum von unserem Institut produziert worden war, einen Preis in Sundance bekommen. Vor zwei Jahren – bei einem unserer gemeinsamen Festivals – hatte ich ihn in seinem kleinen Atelier in London besucht, wo er einen Gipsabdruck meiner rechten Hand anfertigte. Währenddessen lief übrigens auch „Moon Safari“, glaube ich, wobei ich mich irren kann, denn vielleicht ergänze ich das jetzt auch nur in der Rückschau, weil ich jetzt, da ich Gregory sehe, ähnlich berührt und nostalgisch bin wie vorhin im Restaurant-Bereich des American Colony Hotels. Ich habe damals ständig auf die weißen Gipsflecken auf Gregorys schwarzer Haut gestarrt, diese getrockneten kleinen Sprengel auf seinen Wangen und auf seinem Hals. Ich hatte ja noch nie zuvor schwarze Haut aus solch einer Nähe gesehen, weder an unserem Institut noch in unserer Vorstadtsiedlung hat es je Schwarze gegeben. Jetzt küssten wir uns zur Begrüßung auf die Wangen, er trug blass pinke Shorts, ein extrem legeres, gelbes T-Shirt und weiße Sandalen. Wir standen dann zusammen in unserer Gruppe und tranken diese grünen Drinks. Kurz bevor wir anstießen, zog ich mir ein kleines Stückchen Haut von der Oberlippe, das ich aber nicht ganz abbekam, sodass es von der Lippe herabhing, während ich fröhlich „Cheers“ sagte, und ich hatte natürlich die ganze Zeit das Gefühl, dass das alle sehen konnten. Ich spürte auch, wie der erste Schluck diesen Hautfetzen in meinen Mund spülte, er aber immer noch an der Lippe hing und von dem kleinen Drink-Rest, der immer wieder zurück ins Glas läuft, wenn man absetzt, wieder hinausgespült wurde. Wegen dieses kleinen Zwischenfalls sagte ich eine Weile nichts, bis Gregory sich erkundigte, ob ich okay sei. Und während ich mich dann zu Gregory drehte, konnte ich aus dem Augenwinkel sehen, wie Mark im Rahmen eines Trinkspiels seine Nase an der Nase eines der Londoner Professoren rieb. Das war das letzte Mal, dass ich Mark gesehen habe. Das war das Bild, das ich neben den anderen starken Momenten unserer Beziehung für immer im Gedächtnis behalten würde. Das war mir unmittelbar klar, noch während es passierte. Gregory und ich gingen dann an den Rand der Dachterrasse, wo die Musik etwas in die Ferne rückte und man sich einbilden konnte, das Tote Meer riechen zu können, oder es möglicherweise sogar wirklich roch. „In dieser Richtung liegt der Gazastreifen“, sagte Gregory und wies mit seinem Kopf in Richtung Süden. Dann lächelte er und zog eine Parisienne aus der Tasche, offenbar kam er gerade aus der Schweiz. Ich erinnere mich, dass er mich in seinem Atelier gefragt hatte, ob ich schon einmal in der Schweiz gewesen sei, das sei nämlich sein Lieblingsland. Er war damals 19 Jahre alt, und ich vermutete einen versteckten Vorwurf an seine Eltern in dieser Bemerkung, weil sie nämlich nach London ausgewandert sind und nicht nach Zürich. Wir schauten auf die Stadt, die sich jetzt etwas beruhigte und eine trübere Färbung annahm. „Alle sollten dieses Leben ausprobieren dürfen“, sagte Gregory dann leise. „Man sollte Moët & Chandon ausschenken in den Armenvierteln dieser Stadt, dann würde es schon etwas werden.“